

Joachim Paech, Jens Schröter (Hg.): Intermedialität – Analog/Digital. Theorien – Methoden – Analysen

München: Wilhelm Fink 2008, 618 S., ISBN 978-3-7705-4374-8, € 48,-

Ansätze und Meinungen darüber, was die Beschäftigung mit Intermedialität leisten kann und soll, weisen seit dem Aufkommen der Intermedialitätsforschung in den 90er Jahren ein beeindruckend breites Spektrum auf. Die 40 hier versammelten Aufsätze des von Joachim Paech und Jens Schröter herausgegebenen Bandes über Intermedialität spiegeln dies wider. Derart ausdifferenziert haben sich die Forschungsperspektiven mittlerweile, dass es im Rahmen einer Rezension, die nicht selbst zu einem Aufsatz ausarten soll, schwer fällt, einen nachvollziehbaren Eindruck des Buches zu vermitteln.

Kommen wir zuerst auf die Umsetzung dessen zu sprechen, was Titel und Untertitel des Bandes ankündigen. Um Theorien und Methoden geht es nur im ersten Kapitel, das zehn Beiträge umfasst. Die folgenden vier Kapitel bieten Analysen von Intermedialität, die von literarischen, analogen, performativen und digitalen Medien ausgehen, wobei diese spezifische Methoden nicht nur implizieren, sondern auch vorstellen. Das Kapitel zu den digitalen Medien umfasst leider nur 7 Aufsätze und wird damit dem Titel und zudem den Ausführungen im Vorwort nicht ganz gerecht, wo gemessen an dessen Gesamtumfang recht ausführlich darauf eingegangen wird, dass „mit Computer und Internet eine ganz neue Medien-Differenz zwischen analog und digital relevant wurde [...]“ (S.10f.) Inwiefern sich diese Relevanz in den Artikeln ausdrückt, darauf soll hier ein Schwerpunkt liegen. Zunächst sei aber auf ein Problem der Ausdifferenzierung von Forschungsperspektiven zur Intermedialität hingewiesen, das im vorliegenden Band zum Tragen kommt.

Zur Darstellung des angesprochenen Problems will ich auf eine Passage aus Knut Hickethiers Artikel über „Intermedialität und Fernsehen – technisch-kulturelle und medienökonomische Aspekte“ (S.449-459) zu sprechen kommen. Knut Hickethier (der gleich im ersten Kapitel des Buches nach dem Vorwort von Volker Roloff unglücklicherweise „Klaus Hickethier“ genannt wird) sieht Intermedialität als „ästhetisches Problem [...], das – vereinfacht gesprochen – von den Verweissystemen und Bezugnahmen eines medialen Textes auf Texte in anderen Medien handelt.“ (S.449) Die Verweise, so Hickethier einige Zeilen später, zeichneten sich dadurch aus, „dass sie [...] das, worauf sie in dem Referenzmedium zeigen, in das eigene Medienprodukt integrieren und dabei die mediale Differenz aufheben.“ (S.449) Dies widerspricht eigentlich dem in der Intermedialitätsforschung prominenten Ansatz von Joachim Paech, der gerade davon ausgeht, dass Intermedialität

in der Einbeziehung der Form eines Mediums in die Form eines anderen Mediums eine Differenz markiere, also gerade der Unterschied zwischen medialen Formen zum Ausdruck gebracht werde. In eine ähnliche Richtung argumentierte auch Jürgen E. Müller, dessen These vom „konzeptionellen Miteinander“ von Medien als Realisation von Intermedialität kaum weniger prominent ist. Seine 1997 geäußerte These relativiert Paech zwar im Vorwort seines neuen Buches. Doch die bereits zitierte Stelle, wonach „eine ganz neue Medien-Differenz zwischen analog und digital relevant wurde“, zeigt, wie wichtig die Differenz-These für Paech immer noch zu sein scheint. Der Einfluss von Paechs Ansatz ist auch vielen Artikeln des Bandes zu entnehmen, so vor allem dem sehr aufschlussreichen Aufsatz von Jochen Mecke über „Intermedialität und Hypermedialität: Einige Überlegungen zu Cervantes' *Don Quijote* und Orson Welles' *Don Quijote*“ (vgl. S.239-259). Auch wenn eine Vielfalt an Ansätzen zu begrüßen ist, müssen sich diese doch in einem gewissen Rahmen bewegen, damit die Relevanz der Intermedialitätsforschung gewährleistet bleibt. Wie steht es entsprechend um die durch die digitalen Medien hinzugekommenen Paradigmen?

Hier erstreckt sich das Spektrum der Artikel auf das Internet, Computerspiele und die Wechselprozesse zwischen Film und digitalen Medien. Analysen finden sich jedoch weniger, die meisten Autoren bevorzugen die Reflexion theoretischer Ansätze. Peter Gendolla schreibt „Zur Auflösung intermedialer Differenzen im Simulationsraum“ (vgl. S.509-520), Albert Kümmel-Schnur beschäftigt sich mit der „Navigation und Dramaturgie von Wissen im Web“ (vgl. S.521-530), Karin Bruns stellt „Thesen zu einer Theorie multikursaler Medienformate“ (vgl. S.531-546) vor, Frank Furtwängler versucht im Forschungsfeld von Intermedialität und *game studies* „die durchlässige Grenze [zu] ziehen“ (vgl. S.547-556), Mookyu Kim diskutiert mit „Cyworld und PC-Bang“ zwei „grenzüberschreitende“ Fälle der Internetnutzung in Südkorea (vgl. S.557-566), Jay David Bolter stellt in „Digital Technology and the Intermediality of Cinema at the End of the Millenium“ (vgl. S.567-577) seinen Ansatz der Remediation vor und Jens Schröter versucht mit Hilfe seines Ansatzes der Transmedialität „Das ur-mediale Netzwerk und die (Neu-)Erfindung des Mediums im (digitalen) Modernismus“ (vgl. S.579-601) zu ergründen. Besonders hervorzuheben ist der Artikel von Kümmel-Schnur, der auf gelungene Weise wissenschaftliche Analyse mit subjektiv gefärbten, polemischen Kommentaren zur oft nur behaupteten immersiven Wirkung von virtuellen Online-Welten verbindet. Kümmel-Schnur kommt auch auf Computerspiele zu sprechen, aber nur kurz und das ist ein weiteres Manko des Buches. Denn auf dem Umschlag ist von „detaillierten Analysen exemplarischer Einzelfälle (aus Literatur, bildender Kunst, Tanz, Film, Video, Computerspiel etc.)“ die Rede. Über Computerspiele geht es aber eigentlich nur bei Frank Furtwängler und dieser Text leistet leider auch keine Einzelanalyse, sondern eine theoretische Reflexion über die Verortung der *game studies* in der Medienwissenschaft und der Intermedialitätsdebatte. Auch wenn einige der Artikel im Vergleich mit anderen Kapiteln des Buches zu kurz

ausfallen und damit ihre Thesen und ihre wenigen Fallanalysen nicht detailliert genug entfalten können, wird die Relevanz der digitalen Medien für die Intermedialitätsforschung transparent.

Besonders zu begrüßen ist auch, dass der Aufsatz von David Bolter in englischer Sprache abgedruckt wurde. Ein weiterer englischsprachiger und drei Aufsätze in französischer Sprache (u.a. von Roger Odin) sind aufgenommen worden. Die Entscheidung, die Texte in ihrer Originalsprache zu belassen, ist zu begrüßen, doch hätten die Herausgeber zusätzliche Übersetzungen ins Deutsche anbieten können.

Thomas Klein (Mainz)